

Unterhaltungsblatt des Vorwärts

Nr. 40.

Donnerstag, den 26. Februar.

1914

8]

Gyldholm.

Eine Landarbeitergeschichte von J. Skjoldborg.

Der alte Wächter, der so gut wie niemals schläft, aber auch nie ganz wach ist, bewegt sich mit seiner Laterne in dem vorgezeichneten Kreise wie ein Himmelskörper in seiner Bahn.

Allständlich, wenn er mit seinem Hund die Ecke des Schweinestalls passiert, weicht ein Mensch, ein Mann, zurück in den Schuppen und zieht die Tür hinter sich zu.

Doch kaum ist der Wächter vorübergegangen, stellt die Gestalt sich wieder an denselben Platz, gleich einem Wachtposten.

Er rührt sich nicht. Er steht immer in derselben Stellung, als wäre er aus Stein gemeißelt.

Der Wächter geht heim; die Leute, die den Stall ausmisten und die Meieristen haben Licht angezündet in den Viehställen und nach immer steht er unbeweglich da, das Antlitz den Arbeiterhäusern zugekehrt.

Und so bleibt er stehen, bis im Morgengrauen die ersten Frauengestalten auftauchen, die von den Kätnerhäusern kommen, um auf dem Gute zu melken. Dann kriecht er halb in den Stall hinein, macht mit dem rechten Arm eine Bewegung und beugt den Kopf vor, wie um besser die Dunkelheit mit den Augen durchdringen zu können.

Mehrere Frauen gehen vorüber. Dann kommen zwei auf einmal. Als sie gerade vor ihm sind, faucht plötzlich der Dampf aus einem Kesselrohr in roten und gelben Funken aus dem Stall hervor — ein Bliz — und ein Schuß kracht, der zwischen den Gyldholmer Gebäuden donnernden Widerhall weckt.

Man vernimmt Schreie und Stöhnen.

Doch Mas Buns wirft die Flinte von sich. Er läuft in seiner ungeschlachteten Art im Galopp quer über den Dungehaufen, durch einen engen Gang zwischen zwei Scheunen hindurch, am Kuhstall entlang und wendet sich danach dem Eckhause zu, wo die Ochsen und Stiere ihren Stand haben. Dort wirft er sich in die Krippe des allerwildesten Stiers.

Dieser beriecht ihn erst und beginnt dann zu trüppeln und zu brummen. Er sticht mit den Hörnern und stößt mit der Stirn an das Holzgitter, so daß die Stangen der ganzen Reihe erzittern. Er raffelt und zerrt am eisernen Gebiß, doch ist er so kurz angebunden zu beiden Seiten, daß er Mas nicht ordentlich zu packen vermag, der sich soviel wie möglich duckt und aus Leibeskräften schreit.

Endlich hat das eine Horn gepackt. Doch das Zeug zerreißt, und er entgeht dadurch dem Angriff. Dies wiederholt sich und der Stier wird rasend.

Langsam dreht er die großen schwarzen Augen. Er hebt den Kopf, und seine Nase macht sich in einigen zischenden stehllauten Luft. Er öffnet das Maul und streckt die Zunge lang heraus, so daß Schleim und Geißer von den Kiefern und den weitgeöffneten haarigen Nasenlöchern über das feuchte, bläulich-punktierte Maul herabsickern.

Sein hohles, tiefes Geburmm ruft Leute herbei. Mit großer Mühe gelingt es, Mas herauszuholen.

Seine Kleidung ist zerrissen, er blutet und scheint übel zugerichtet zu sein.

Sophie dagegen hat keinen Schaden genommen; es war die andere Frau, die der Hagel traf.

Als der tägliche Arbeitstrubel des Gutes, in dem die zitternden Stöße der Dreschmaschine wie Pulschläge wirken, in vollem Gange ist, wird Mas Buns weggefahren.

Am frostigen Herbstnebel verschwindet der Wagen.

Der Holt ist ins Kirchenbuch des Fallinger Pastorats als Chemann eingetragen. Er selbst findet, daß dies seine Stellung erhöht und ihm eine gewisse Würde verleiht.

Er ist jetzt also wirklich ein Mann.

Er hat etwas, das ihm gehört, Weib, Kind und Haus. Soeben kommt er vom Verwalter und trägt in der Jumentafche der Foppe den Kontrakt, der auf Unterkunft und Arbeit auf drei Jahre lautet; er wohnt nun neben den andern Häuslern, hat seine eigene Tür und seine eigenen zwei Stuben, in denen er schalten und walten kann, wie es ihm beliebt. Ja, nun ist er ein Mann.

Der spuckt in weitem Bogen aufs Feld, als besäße er etwas davon. Und seelenvergnügt sieht er aus; er hat in der Stadt Geschäfte besorgt und unterwegs mehrere Kaffeeplünsche getrunken und ... äh! ... es ist geradezu eine Lebensstellung, findet er, wenn man festangefessener Häusler auf Gyldholm geworden ist.

Außerdem ist heute Sonntag. Der steckt in langen Stiefeln und trägt seinen Hochzeitsanzug — das ist nämlich die einzige Kleidung, in der er sich außerhalb Gyldholms zeigen kann. Er ist bei guter Laune, das Wetter ist herrlich und ruhiger Sonnenschein liegt über allem, über Häusern und Bäumen, die scharf umrissen und deutlich in die klare Luft ragen.

Der gefällt sich im Hochzeitsanzug, und die Füße sind ihm so herrlich warm in den neuen Stiefeln — und wie er so dahinschreitet, der langen Häuserreihe zu, in der die Gyldholmer Arbeiter wohnen, ist ihm, als spaziere er direkt in ein neues Zeitalter hinein.

Die Gyldholmer Arbeiterhäuser liegen dem Schlosse so nahe, daß sie von dessen Fenstern aus gesehen werden können, aber doch so weit entfernt, daß sie nicht genießen. Die ärmlichen Wohnstätten lassen die erhabene Bornehmtheit des Schlosses noch mehr hervortreten, und sie kauern in der Nähe der Einfahrt wie Hunde zu den Füßen ihres Herrn.

Schloß und Häuser liegen auf je einer Seite des weißen Zauns. Hier die stattlichen Parkanlagen mit Geißtrüch und breiten Gängen, wo um die hohe Burg herum Zierlichkeit und Stille herrscht, und auf der andern Seite die niedrigen, grauen Häuschen mit kleinen durchwühlten Kartoffeläckern und dem Lärm der zahlreichen, schlecht gekleideten Kinder. Reichtum und Armut so nah beieinander, nur getrennt durch die feine, scharfe Linie, die so unbedeutend aussieht und doch so schwer zu überschreiten ist.

So wie der Kammerherr, der den Stempel seiner alten, edeln Nase an der Stirn trägt, hoch aufgerichtet vor dem schmutzigen Arbeiter steht, der die Milche in der Hand, sich vor ihm duckt, so liegt das Gyldholmer Schloß den Arbeiterhäusern gegenüber.

Der verfolgt den Fußsteig — den Fußsteig, der vom alten Wirtschaftshofe zu den Häusern führt. Dieser ausgetretene Steig ist wie die Spur des Gefangenen in der Zelle, die Spur, die er unentwegt beschreitet, die von tausend Füßen getretene Spur, die Mann und Weib und Kind während ihrer Lebenszeit von den Häuschen nach Gyldholm und von Gyldholm nach den Häuschen in den Erdboden gegraben haben, immer hin und zurück von der Arbeitsstätte zur Futterstätte.

Die Kirchenglocken läuten über Darum, Falling und Derum, über die Wälder und Gärten und lebenden Hecken von Gyldholm.

Auf der mit Pappeln eingefassten Landstraße strömen die Menschen gen Derum, um die Sonntagspredigt des Hochschulvorstehers zu hören. Und dieser Strom trifft und kreuzt sich mit anderen Scharen, die von verschiedenen Seiten zu dem Orte eilen, zu dem sie die alte Kirchenglocke der Gemeinde ruft.

Die Leute von Gyldholm aber hören nur die große Eßglocke, die in einem gabelförmigen Baumstamm vor der Tür des Kellereingangs hängt.

Der Holt nähert sich auf dem Steig den Häusern mit dem Hut im Nacken, mit feuchten Lippen und strahlenden Augen, als könne er im Gefühle seines leichten Rausches und der robusten Kraft seines jungen Körpers alles mit Füßen treten, übermütig und sorglos.

Die Häuschen, die alle aus zwei Wohnungen bestehen, gleichen uniformierten Soldaten und liegen in schnurgerader Linie wie eine Kompanie Soldaten in Reih und Glied.

Aus einem Hause tritt eine Frau mit aufgekrempeelten Ärmeln, die etliche Stücke Kinderwäsche trägt, sie zum Trocknen aufhängt und wieder hinein geht. Nach einer Weile wiederholt sich daselbe vor einem anderen Hause. Dann vor einem dritten und vierten. Dann erscheint die erste wieder. Und ein und aus gehen die Frauen wie leblose Figuren eines Puppentheaters.

Die ganze Häuserreihe entlang hängen Wäschestücke zum Trocknen. Ein durchlöcherter Hemd, eine ausgefranste Bluse, über und über verstopfte Strümpfe, das ärmlichste Unterzeug

Kleiner Leute, Lumpen und Lappen, Kinderzeug, Laken und einzelne leinene Staatsstücke, wo junge Eheleute wohnen... vor jeder kleinen Wohnung hängt die Wäsche der Woche oder des Tags zum Trocknen.

Auf der Landstraße, die an den Häusern vorbeiführt, in den schmalen Seitengängen und auf den kleinen Höfen hinter den Häusern, wo sich Misthaufen, Schweine- und Torfstall befinden, tummeln sich die Kinder. Sie sind überall zahlreich vertreten, tauchen auf, auf allen Treppen und in allen Lufen, in allen Verschlägen und allen Türen...

Der Holt wendet sich dem Hause zu, in dem die Wohnung des roten Zens liegt. In der ärmlichen unordentlichen Stube stehen ein Tisch und einige Stühle. Und dann sind noch zwei große Betten da, die der Länge nach aneinander gestellt sind und auf deren Boden ein kranker, mit Federn und Daunen behafteter Bettbezug liegt.

In dem einen Bette spielen stille zwei kleine Kinder, als hätten sie Furcht, den Vater zu wecken, der in seinem Arbeitsanzug auf dem anderen Bette ausgestreckt liegt und schläft.

Der begrüßt ihn folgendermaßen: „Bist Du wach, Zens — Du kannst meiner Seel glauben, ich bins!“

Zens erhebt sich und kraut mit der fleischigen, sommerprossigen Hand sein wirres, rotes Haar und seinen Bart.

„Die ist wohl sonntäglich zumute, Per!“ Er gähnt. „Ich und der große Paul haben uns übrigens einige Biere zu Gemüt geführt,“ sagt er mit so rauher, schartiger Stimme, als müßten die Worte erst über zackiges Eisen.

„Ich gehe gleich wieder.“ Zens streckt die Beine zum Bett hinaus.

„Gast Du etwa nicht die Hosen an?“ fragt er und schielt nach ihm hin.

„Natürlich. Hier siehst Du einen Mann vor Dir.“ Per nimmt eine stramme Haltung an. „Der seine Militärzeit bei der dritten Schwadron im fünften Regiment Nummer vierhundertundachtzig abgedient hat!“

Zens lächelt und hält die Branntweinflasche gegen das Licht; viel ist nicht mehr darin.

„Eine!“ ruft er zur Reichentür gewendet.

„Und der jetzt fester Rätner auf Gyldholm ist,“ fährt Per fort.

Zens gießt ein und sieht ihn an.

„Und der den Kontrakt in der Tasche hat!“

„Na, er ist also unterschrieben!“

„Natürlich.“ Und Per stößt einen kräftigen Fluch aus.

„Brot also... Eine!“

Zens brüllt den Namen beinahe hinaus. Die Tür wird aufgerissen, und die Frau steht zerzaust und mager, beinahe ausgedörrt da. Ihre erloschenen Augen liegen wie zinnerne Knöpfe in dem grauen Gesicht, das unbeweglich ist, gleich einer Maske.

„Kannst Du Dich nicht entschließen, uns etwas Bier zu hosen, wie?“

„Wir haben keins mehr.“

„Wir haben nichts mehr?“

„Keinen Tropfen.“ (Fortf. folgt.)

Amerikanische Reiseskizzen.

81

Von Philipp Scheidemann.

Die Unions.

Ich will mich mit wenigen Angaben begnügen. Die Unions sind „gewerkschaftliche“ Organisationen, von denen der deutsche Arbeiter sich kaum eine auch nur annähernd richtige Vorstellung machen kann. Sie haben noch einen großen Einfluß auf das Erwerbsleben und sind dadurch in der Lage, sich vorläufig in ihrer jetzigen Machtstellung halten zu können. Aber wie lange wird ihnen das noch beschieden sein? Sie haben den Eintritt in ihre Organisationen für fremde Arbeiter dermaßen erschwert, daß das Heer der nicht gewerkschaftlich organisierten Arbeiter immer größer wird. Das Eintrittsgeld ist verschieden bei den einzelnen Unions, aber überall sehr hoch. Ein Berliner Fliesenleger, der noch nicht lange in Amerika war, klagte mir sein Leid. Er hatte es für seine Pflicht gehalten, sich sofort nach seiner Ankunft in New York bei der für ihn in Betracht kommenden Gewerkschaft zu melden. Er wurde jedoch sehr von oben herunter behandelt, dann verlangte man von ihm über 80 M. Eintrittsgeld. Damit wurde ihm der Beitritt natürlich unmöglich gemacht. Das Eintrittsgeld steigt in manchen Unions bis auf mehrere hundert Mark.

Die Taktik der Unions erscheint mir ziemlich klar. Sie beherrschen zahlreiche Arbeitsplätze, auf denen nur Unionsleute zu Unionsbedingungen beschäftigt werden dürfen. Sie wollen die besten Fabriken, Bauplätze usw. für ihre Mitglieder reserviert wissen.

Daß sie durch die Unions, um nicht zu sagen gewalttätige Fernhaltung zuwandernder Arbeiter diesen Plan aber selbst innerhalb kurzer Zeit gründlich zunichte machen, scheinen sie noch nicht einsehen zu wollen. Dabei haben sie nach Vorschriften, die an die schlimmste Zunftzeit in Deutschland erinnern.

Ich will ein Beispiel anführen, das mir ein bekannter Direktor erzählte. In einem Theater sind zwei Mechaniker ange stellt; gebraucht wird freilich nach den Behauptungen des Direktors nur einer, aber da dem einen bei der Arbeit ein Unfall zustößen könnte, muß ein Reservemann anwesend sein. Bei der Aufführung eines neuen Dramas muß die Sonne die Bühne bestrahlen. Der Direktor instruiert die Mechaniker, wann und wie sie den Scheinwerfer anfordern und die Sonnenstrahlen „auf die Bühne werfen“ sollen. Die beiden Unionsleute lehnen die Instruktion ab: es sei nicht ihre Aufgabe, die Sonne scheinen zu lassen. Die Bedienung des Scheinwerfers sei Aufgabe besonderer Arbeiter, Mitglieder einer anderen Union. Nachdem alle Verhandlungen des Direktors mit den beiden Leuten fruchtlos verlaufen sind, sagt er ihnen schließlich, daß er selbst das goldige Sonnenlicht fabrizieren wolle. „Das dürfen Sie nicht!“ wird ihm geantwortet. — „Das darf ich nicht?? Ich darf nicht meinen eigenen Apparat bedienen?“ — „Wenn Sie den Apparat bedienen, müssen wir die Arbeit niederlegen, denn wir können nicht mit einem Nicht-Unions-Manne zusammen arbeiten.“ — Das Ende vom Liede war die Entlassung der beiden Mechaniker.

Eine amerikanische Rede.

Der Amerikaner ist aller Theorie abgeneigt. Ein Gramm Praxis erscheint ihm gewichtiger als ein Zentner Theorie. Der Erfolg ist für ihn entscheidend. In der Wahl seiner Mittel zur Erreichung bestimmter Zwecke ist er nicht wählerisch. Je länger ich in den Vereinigten Staaten weilte, um so mehr konnte ich mich von der Richtigkeit dieser Tatsachen überzeugen. Wie unverständlich ist der Durchschnittsdeutsche als Redner im Vergleich mit dem Amerikaner. Dieser steigt sofort mitten in die Dinge hinein. Ich will ein Beispiel zu skizzieren versuchen.

Es handelt sich um eine Bürgermeisterwahl. Der bisherige „Mayor“ war ein Sozialist. Er wurde jetzt bei der bevorstehenden Neuwahl hart bedrängt von dem gemeinsamen Kandidaten der Republikaner und Demokraten, den beiden großen Parteien der Vereinigten Staaten, die sich sonst gegenseitig herunterreißen, daß kein Hund ein Stück Brot aus der Hand des andern nehmen möchte. Da, wo als dritter ernsthafter Bewerber der Sozialdemokrat auftritt, finden die feindlichen Brüder sich sofort zusammen. Tout comme chez nous — ganz wie bei uns. Die Schrittmacher der Demokraten und Republikaner waren nicht wählerisch gewesen in ihren Reden und Schriften im Kampfe gegen den Sozialisten. Sie hatten ihm Schandtaten angedichtet, als hätten sie einen Reichsverbandskursus mitgemacht. Darauf antwortete nun ein parteigenössischer Redner. Er führte den schlüssigen Beweis, daß all die bösen Taten, die seinem Genossen nachgesagt worden waren, blanke Erfindungen seien, daß aber der gegnerische Kandidat zweifellos alle Eigenschaften besitze, um das zu tun, was man dem anderen nachsage. In dem konkreten Falle handelte es sich übrigens um einen Bürgermeister, der sich wirklich großer Popularität erfreute. Einen Konflikt mit der Regierung, die aus purer Bosheit das Fällen eines Baumes untersagt hatte, der der Ausführung eines der Stadt nützlichen Projekts hindernd im Wege stand, hatte dieser Bürgermeister, ein ehemaliger Geistlicher, in sehr einfacher Weise gelöst: er nahm eine Axt zur Hand und fällte den Baum. Darauf hatte der Redner hingewiesen und die Energie dieses echten Volksmannes gepriesen. Er forderte zur Wiedervahl desselben auf. Seine Rede schloß er folgendermaßen: „Und nun ein Wort an euch, ihr Frauen! Ihr habt in unserem Staate leider noch nicht das Wahlrecht. Daran sind unsere Segner schuld. Ihr könnt uns aber auch helfen ohne Wahlrecht. Wenn eure Männer tüchtige und ehrenhafte Menschen sind, dann seid am Morgen des Wahltages recht freundlich zu ihnen; bereitet ihnen das beste Frühstück und ermuntert sie dann zum Wahlgang. Stellt ihnen in Aussicht, daß weitere Genüsse sie erwarten, wenn sie von der Wahl zurückkehren. Gebt ihnen einen herzhaften Kuß und stellt ihnen in Aussicht, daß ihr heute so lieb zu ihnen sein wollt, wie niemals vorher, aber erst müßten sie zur Wahl des sozialistischen Mayors gewesen sein.“

Nachdem die fröhliche Heiterkeit sich gelegt, fuhr der Redner fort: „Aber wenn eine von euch das Unglück haben sollte, daß ihr Mann ein Republikaner oder Demokrat ist, dann muß sie den Kerl am Morgen, wenn er noch schläft, in das Bettuch einnähen! Geht vorsichtig zu Werke und näht fest, nehmt den stärksten Fanzwirn und macht doppelte Nähte! Laßt ihn nicht eher frei, bis die Wahl vorüber ist.“ Wie der Ton die Musik macht, so sicherte er in dieser Rede den Erfolg. Natürlich schüttelten sich die Versammelten vor Lachen, aber der Redner hatte gewonnenes Spiel. Ein Kandidat, für den ein derart famoser Redner tätig war, mußte wiedergewählt werden.

Uebrigens hat der Ausgang einer Wahl in Amerika weit größere Folgen als bei uns. Mit dem Wechsel in der Person des Bürgermeisters geht gleichzeitig ein Wechsel im gesamten städtischen Personal vor sich. Ist ein Demokrat im Amte, dann ist es selbstverständlich, daß alle Bediensteten der Stadt ebenfalls Demokraten sind. Wird der demokratische Bürgermeister aber

abgelöst durch einen Republikaner bis zum Straßenkehrer herabgezogen werden in Dienst genommen. Pension und Familienversorgung, wie es bei uns in Reich, Staat und Gemeinde selbstverständlich ist, gibt es natürlich nicht in Amerika.

Das amerikanische Wirtshaus.

Ein echtes und rechtes deutsches Wirtshaus muß man in Amerika mit der Laterne suchen. Ein Wiener Café habe ich überhaupt nicht entdecken können. Dagegen gibt es in allen Städten Betriebe à la Aschinger in Berlin und Dubal-Paris. Reiblos muß zugestanden werden, daß diese Betriebe den deutschen und französischen in mancher Beziehung weit überlegen sind. Die „Childs“, „Capitols“ usw. sind geradezu musterhaft geleitete Unternehmungen, in denen man zu verhältnismäßig niedrigen Preisen speisen kann. Alkoholische Getränke gibt es in den Speisehäusern nicht. Wer das Eiswasser, das in allen amerikanischen Speisehäusern auf den Tischen steht, nicht mag, kann Kaffee, Tee, Limonade oder dergleichen bestellen. Trinzwang besteht nicht. Die Bemerkung auf den Speisefarten in den deutschen Restaurants, daß der Preis für die Speisen sich um soundsoviel Pfennige erhöht, wenn man nicht auch Getränke bestellt, würde in Amerika die lebhafteste Entrüstung hervorrufen. Freilich muß festgestellt werden, daß selbst die billigsten Speisen in Amerika durchweg wesentlich teurer sind als bei uns. Die Zubereitung der Speisen entspricht dem deutschen Geschmack wenig, aber da der Mensch ein Gewohnheitstier ist, gewöhnt er sich auch an die fast gar nicht gesalzenen oder zu scharf gepfefferten Gerichte. Nicht wenig überrascht wird der Europäer, der zum erstenmal nach Amerika kommt, wenn er im Restaurant ein Messer zur Hand nimmt. Die Messer sind nämlich ohne Schneide. Das ist kein schlechter Scherz. Die Schneide ist tatsächlich ebenso stumpf wie der Rücken des Messers. Auf meine Frage, warum und weshalb? wurde mir gesagt, daß diese Messer sich leichter putzen, als die geschliffenen. Nur in besseren Restaurants oder Hotels bekommt man geschliffene Messer neben die stumpfen gelegt. In mittleren Restaurants wird nur auf ausdrückliches Verlangen ein stumpfes gegen ein geschliffenes Messer umgetauscht, aber offensichtlich nur mit dem größten Unbehagen auf Seiten des Personals. Die schon erwähnten „Childs“-Restaurants und die ähnlichen Betriebe blühen vor Sauberkeit. Der Boden ist von Terrazzo oder sonstigem Kunststein; die Wände sind mit Marmor bedeckt. Die Leitung ist in Händen von Männern; die Bedienung erfolgt gemeist durch Damen. Bezahlt wird beim Ausgang an der „Office“. Bei der Aushändigung der Speisen wird dem Gast ein Billet (wie unsere Eisenbahnfahrkarten) ausgehändigt, auf dem Ziffern, 5 — 10 — 15 und so fort bis 100 (die Zahl der Cents), vorgedruckt sind. Die dem zu zahlenden Betrag entsprechende Ziffer wird dann von der bedienenden Dame mit einer Zange durchlocht. Der Süddeutsche ist nicht mit Unrecht ungehalten, wenn er in Berlin bemerken muß, wie alles auf 5 Pfennig nach oben abgerundet wird; in Amerika wird alles auf 5 Cents, das sind mehr als 20 Pfennig, nach oben abgerundet.

Das Arrangement der Sitzplätze entspricht der deutschen „Gemütlichkeit“ auch wenig. Lange, schmale Tische, an denen in bestmöglicher Enge Stahl neben Stuhl steht, streben direkt von den Wänden aus nach der Mitte der Räumlichkeiten zu. Diese „comfortable Einrichtung“ gibt es aber nur in den besseren Massenabfütterungsanstalten; in den noch billigeren Speisewirtschaften hat jeder Stuhl an der rechten Seite eine Lehne, die nach vorn die Form eines Tennisschlägers annimmt, so daß ein Keller und vor diesem eine Tasse Knapp Platz finden können. Da sitzen dann Dutzende von Menschen in Reih und Glied und futtern von der rechten Stuhllehne aus. In guten Restaurants sitzt man natürlich wie bei uns bequem an Tischen, aber man zahlt dann auch mindestens das Doppelte und Dreifache der Preise, die bei uns üblich sind. Getränken wird beim Essen sehr selten. Ueberhaupt, das Trinken! In den meisten Speisewirtschaften gibt es nichts zu trinken. Wenigstens nichts, was den meisten Deutschen heutzutage noch unentbehrlich erscheint. Die spezifisch amerikanische Aneipe ist die Bar. Man steht am Büfett und trinkt. Der echte Amerikaner spuckt natürlich bei jedem Glase Bier, das er trinkt, fünfmal zwanzigmal aus. Spudnäpfe stehen den Europäern überall im Wege. Im Spuden hat der Yankee eine Fertigkeit, die erstaunlich ist. Er mag stehen, wo er will, er trifft den Spudnapf mit absoluter Sicherheit. Er kann über Tische und um Eden spuden. Aber, wie bereits bemerkt, der Mensch gewöhnt sich an alles, man kann schließlich die endlose Spuderei sehen, ohne daß einem übel wird.

In vielen Städten, ja in ganzen Staaten, wird Alkohol überhaupt nicht verabfolgt. Wenn 80 Prozent der Abstimmanden gelegentlich der Municipalwahlen für „troden“ stimmen, dann müssen alle Schankstätten verschwinden. Damit verschwindet natürlich nicht auch die Sauserei. Im Gegenteil, da, wo das Trinken im Wirtshaus unmöglich gemacht wird, kniept man im Klub, wenn nicht aus der Modtasche heraus! In alkoholischen Städten habe ich wiederholt Bier oder Wein aus Kaffetassen trinken müssen. Feierabend tritt spätestens um 12 Uhr abends ein in den Häusern, wo Alkohol verkauft wird. Man braucht wirklich kein Wirtshausbruder zu sein, kann vielmehr nahezu Abstinenz sein, wie ich, um die amerikanischen Wirtshausverhältnisse als eine Barbarei zu empfinden.

Eisenbahnfahrten.

Die Eisenbahnen in Amerika sind in privatem Besitz. Es gibt viele Dutzende von Eisenbahngesellschaften. Zum Teil lassen sie dieselben Strecken befahren. Einen einheitlichen Fahrplan wie bei uns gibt es infolgedessen nicht. Jede Gesellschaft gibt für ihre Strecken besondere Pläne heraus, und nach den Plänen jeder Gesellschaft fährt natürlich jede Gesellschaft am schnellsten und durch die schönsten Gegenden. Auf Grund gesetzlicher Bestimmungen darf es nur eine Klasse mit einheitlichen Fahrpreisen geben. Die Preise sind hoch, etwa den Preisen unserer ersten Klasse entsprechend. Die Wagen sind ohne Abteile und haben stets achtzig Sitzplätze. Auf jeder Seite des Wagens befinden sich zwanzig Bänke mit je zwei Sitzplätzen. Die Lehnen sind zum Umklappen, so daß alle Passagiere mit dem Gesicht nach der Fahrtrichtung sitzen können. Zwischen den Bänken führt ein Gang hindurch. Es gibt nur Durchgangswagen, so daß man stets den ganzen Zug durchwandern kann. In jedem Zuge befindet sich ein Rauchwagen, der begreiflicherweise von Stunde zu Stunde einer Räucherammer ähnlich wird. Die Sitze sind unbequem. Auf die Bänke kann man sich auch nicht legen, weil sie — nur für zwei Sitze eingerichtet — zu kurz sind. Die angeblich demokratische Einrichtung der Einheitsklassen und -preise ist purer Schwindel. Sie bedeutet in Wirklichkeit nur, daß die wenig bemittelten Reisenden die Kosten für die reichen Leute mitbezahlen müssen. Die reichen Leute benützen nämlich gegen einen relativ niedrigen Aufschlag die sogenannten „Parlor Cars“, die in allen besseren Zügen mitlaufen. Es sind das vornehm eingerichtete Wagen von derselben Größe wie alle übrigen. Sie enthalten aber nur etwa 24 gepolsterte, bequeme Drehessel, deren Rückwände nachgeben, wenn man sich hineinlegt.

Bei den riesigen Entfernungen, die in Amerika zu durchfahren sind, haben die Schlafwagen größere Bedeutung als bei uns. Sie gehören der Pullmann-Gesellschaft. Die Betten werden in der Längsrichtung des Wagens hergerichtet, nicht wie bei uns quer gestellt. Die Betten sind bequemer als in den deutschen Wagen. Sie sind genau so breit wie zwei Sitzplätze. Es befinden sich stets zwei Betten übereinander. Abgeschlossene Schlafabteile gibt es nicht. Im gemeinsamen Wagen gehen männliche und weibliche Passagiere schlafen. Zwischen den Betten geht der Gang hindurch, von dem die Betten nur durch einen grünen Vorhang getrennt sind. In jedem Schlafwagen befinden sich zwei Toiletten bzw. Ankleideräume, der eine für Damen, der andere für Herren. In jedem dieser Räume befinden sich etwa vier bis sechs Waschtische; kaltes und warmes Wasser ist in Hülle und Fülle vorhanden. Bedient wird in den Schlafwagen von Negern, die sehr gewandt und dienstfertig sind. Bei der Größe der Wagen — sie sind ja wesentlich länger und breiter als die deutschen — und infolge des sinnreichen Achsenbaues haben die Wagen einen sehr ruhigen Gang. Tagsüber werden die Betten kunstvoll verstaut, so daß die Wagen für den Uneingeweihten gar nicht mehr als Schlafwagen erkennbar sind. Das Durchfahren von Strecken bis zu dreißig und mehr Stunden hat mich auf amerikanischen Bahnen nicht so sehr ermüdet, wie die Fahrten in Deutschland über Strecken, die kaum den dritten Teil so groß sind.

An den Niagarafällen.

Ich kam aus den Neuengland-Staaten schließlich über Rochester nach Buffalo. Wohlhabende Genossen, glückliche Besitzer von Automobilen, gibt es in Amerika weit mehr als in Deutschland. So häufig wie in Amerika werde ich das Auto im Leben wohl kaum wieder benutzen können. Nur ein einzigesmal mußte ich mir ein Mietauto nehmen, in Detroit — und das war sündhaft teuer. Eine Tour, die etwa 25 bis 30 Minuten dauerte, kostete vier Dollar, nahezu siebzehn Mark.

Wir sind zu Viert in einem Privatauto von Buffalo bis zu den Niagarafällen gefahren. Schon in weiter Ferne hörten wir das Donnern der stürzenden Gewässer. Je näher wir den Fällen kamen, um so deutlicher erkannten wir die aufsteigenden Wasserstaubwolken. Die Fälle, der amerikanische und der kanadische, entstehen bei dem Durchbruch des Niagaraflusses vom Erie zum Ontariosee. Der amerikanische Fall ist 330 Meter breit und stürzt 47 Meter tief; der kanadische Fall, der die Form eines Aufeisens hat, mißt circa 915 Meter in der Breite und stürzt 44 Meter tief ab. Die amerikanisch-kanadische Grenze führt mitten durch den kanadischen Fall. Die Fälle sind von überwältigender Schönheit und Macht, obwohl sie schon erheblich gelitten haben durch industrielle Ausnützung. Allerlei Vorrichtungen ermöglichen die Besichtigung von verschiedenen Punkten aus. Ja, man kann sogar unter die Fälle gehen. Es ist das ein nicht lebensgefährliches, aber auch nicht gerade angenehmes Vergnügen. Man wird bis auf die Haut entkleidet, zieht Flanellzeug an, über das dann Holzzeug gezogen wird; die Füße werden nur mit leinenen Schläpfen bekleidet. Dann geht es in einem beängstigend engen Turm eine hölzerne Wendeltreppe hinab und schließlich über allerlei Gerüst, das die Füße nicht gerade kitzelt, dem Flußbett zu. Man schleicht sich allmählich bis zu einer Spalte im amerikanischen Falle, geht durch die Spalte hindurch und kann dann hinter den abstürzenden Wassermassen, die im Bogen über den Wanderer hinweggehen, passieren. Da bei dem Besuche, den wir den Fällen machten, der Wind nicht schlecht auf die Fälle drückte, vielleicht auch auf Grund anderer Ursachen, schlug uns

das Sprichwasser mit solcher Wucht auf den Körper, daß wir minutenlang überhaupt nicht vom Fleck kommen konnten. Jeder war froh, als er wieder trockenes Zeug am Leibe hatte.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Vom modernen Erfinder. Mit den Schwierigkeiten, die Heutzutage eines Erfinders harren, der seine Erfindung durchsetzen oder auf den Markt bringen will, beschäftigt sich ein Artikel des „Outlook“. Eine Erfindung machen und mit dieser Erfindung auch Geld verdienen — das sind zwei völlig verschiedene Angelegenheiten, und nur selten fällt es der Zufall, daß in einer Persönlichkeit die Fähigkeit zur Lösung dieser beiden Fragen sich vereint. Heutzutage wäre es beispielsweise durchaus nicht leicht, etwa einen neuen und zweckmäßigen Apparat zu verkaufen, der die bisher übliche Art des Geschirrabwaschens oder des Eierkochens außer Kurs setzen könnte. Jede neue Erfindung geschieht bis zum gewissen Grade auf Kosten einer älteren, die dadurch an Wert verliert; und je weiter die ältere Erfindung verbreitet ist, um so größer ist naturgemäß die Zahl der an ihr interessierten Kräfte, die ihre Anlagen in der älteren Erfindung nicht durch eine neuere Hals über Kopf im Werte vermindert sehen möchten. Dazu kommt das Mißtrauen des Publikums gegen alle weittragenden Neuerungen. So häufen sich überall die Schwierigkeiten, die einem modernen Erfinder in den Weg treten, wenn er durch sein Geistesprodukt auch reich werden will. Will er das wirklich, dann muß er auch die Kraft (vor allem also auch das Kapital) haben, selbst zum Unternehmer zu werden, wie das Edison tat und nicht weniger Marconi.

Aber auch dann noch gehört eine vorausschauende Phantasie dazu, um die praktischen Möglichkeiten, die in einer neuen Erfindung stecken, richtig abzuschätzen und zu erkennen. 1877 hielt man das Telefon für eine Erfindung von so geringer praktischer Zukunft, daß beispielsweise die Western Union Telegraph Company es entschieden ablehnte. Graham Bells Patente für 400 000 M. zu kaufen. Ein Journalist, der das alleinige Recht erworben hatte, in Neuengland Telephone einzurichten und einen Telefongebühren zu betreiben — ein Monopol, für das heute Dugende von Millionen bezahlt würden —, überließ dieses Recht der ersten gegründeten Telefongesellschaft unter der Bedingung, daß er, der Journalist, fortan kostenfrei in den ganzen Vereinigten Staaten seine persönlichen Ferngespräche erledigen dürfte.

Sodann sind die Kosten, die vielfach dem Zustandekommen einer neuen brauchbaren Erfindung vorausgehen, gewaltig gewachsen, so daß das Resultat bereits mit einer schweren Hypothek belastet ist. Um eine Uhr zu bauen, die für 4 M. verkauft werden konnte, opferte ein amerikanischer Fabrikant weit über 200 000 M. für Versuche, und als die Schreibmaschine auf dem Marke erschien, waren für die Ausarbeitung der Erfindung und für die Versuche bereits rund zwei Millionen Mark geopfert. Man braucht nicht bis zu solchen Summen hinaufzuzureisen, um darzutun, wie elend die Lage des Proletariats ist, der zum Erfinder wird. Er wird es aus seiner Arbeit heraus, aber die beste Frucht seiner Arbeit wird ihm nur in den seltensten Fällen und nie ungeschmälert zufließen. Sie halst ihm in der Regel ein Märtyrerkreuz auf.

Kulturbilder.

Berliner Tangokultur. In der „Frankfurter Zeitung“ plaudert Ulrich Rauher „aus der Gesellschaft“, aus der Berliner nämlich. Wir geben folgenden Auschnitt aus der Rubrik: „Ich habe Frau Direktor Mayer bei einem Tangoee kennen gelernt, den sie seit ihrer gesellschaftlichen Aufrüstung regelmäßig besucht. Sie weiß längst, daß Majestät gegen den „argentinischen Eindringling“ (wie sie sagt) eingenommen ist und würde ihn (wie sie sagt) nie in ihrem Hause dulden. Wegen der Offiziere, die jetzt bald fällig sind. Aber so in der hall eines Hotels. . . . Das ist nämlich eine der raffiniertesten Formen der privaten Oeffentlichkeit, die Berlin ausgebildet hat: Tango-five o'clock! Meist ist es ein Klub, der sich hier zu fröhlichem Tun versammelt, oft auch nur ein Unternehmer, immer aber sieht man die gleichen Herren, die, in der Mitte zwischen Oberkellner und Oberpriester, daherschreiten und ihre weiblichen Opfer mit einem feierlichen Reigen des Hauptes bezeichnen. Ich habe den Tango überall gesehen: Im „Jardin du Nord“, einem engen, jüdischen Caféchantant an der Elsäßer Straße, wo die Kellnerinnen zigarettenrauchend zu uns an den Tisch saßen und auf der kleinen Bühne zwischen einer rosa-bläulichen Frühlingslandschaft vier Grazien einen Grazierich prestigefester Sorte umgaukelten, bis er die gestikulierend vorgetragene Sehnsucht jeder einzelnen befriedigte und mit jeder in den schwierigen Konvulsionen des Tango erstarrte. Nachher trugen sie ihn auf den Händen von der Bühne, was das Publikum zu Ovationen hinriß. Die Tanzenden taten sehr jüdisch, aber es wollte keine begeisterte Stimmung für das Nachleben aufkommen. Ich habe den Tango am Weinbergweg gesehen, im Restaurationsaal des „Walhallatheatres“, wo er jeden Abend um 1/8 Uhr unentgeltlich gegeben wird, bis um 8 1/2 daneben im Theateraal der „Tangoransch“ beginnt. Der Saal ist sehr groß, an einem Ende scheint ein Klavierspieler zu sitzen und zwischen einigen Tischen müßt

sich das lehrende Paar ab. Sie ein bedauerlicherweise stellasches Dienstmädchen und Er das Uebich eines Tanzstundenlebens. Ringsherum sitzen die Familien des Nordens mit ihren Töchtern, betrachten das farblos-harmlose Paar, das knist, schreit und versucht, sich nicht auf die Füße zu treten und am Schluß schüchtern für den Beifall der „kalten Mamsell“ und des Portiers dankt. Die Argentinier denkt man sich in Berlin N. seit Einführung dieses Anschauungsunterrichtes als eine Nation von Konfessorialräten. Ich habe den Tango an den Stätten der Lust gesehen, in den Tanzlokalen der Friedrichstadt, im Prunk und Flitter des Nachtlebens, hat, da wo die Sünde lockt und verführt. Und habe den Eindruck gewonnen, daß es um die Erziehung unfreies Volkes nicht schlecht bestellt sein kann, wenn solche ernste Probleme noch beim Sekt gelöst werden. Wohin der schäfernde Frohsinn, die mädchenhafte Ausgelassenheit, deren Schimmer eben noch die Hügel der Subbinnen so frisch belebte, daß sich die Schminke in seinen Plättchen löst? Woher dieser sittliche Ernst, der traurig am grauen Morgen, im moralischen Kater besser am Platz wäre? Welche Trauerkunde stimmt das zwanglose Gespander zum Klüstern herab, als sei eben ein Bankdröckel verhaftet worden, ehe er seine Zehne bezahlt hatte? Tango hats geschlagen! Nun erheben sich todernste Paare und beginnen das schwere Werk: ihrer Verantwortung bewußt starren sie einander auf die Füße, sie vermeiden jede Bewegung, die als Lustempfinden gedeutet werden könnte, sie wissen, hier ist eine Weltanschauung zu verteidigen, hier handelt es sich um einen Akt der immanenten Gerechtigkeit: worinnen jemand gesündigt hat, darin soll er gestraft werden! Der unsinnliche Ernst, mit dem der Tänzer die Tänzerin zu sich heranholt, ist ein Symbol: jeder begehrlische Gedanke sei fern, solange das Misterium zelebriert wird, in dem die Zucht über die Unzucht triumphiert.

Wäre der Tango das Morgengetöse und die Teeandacht und die Abendposille von Berlin W. geworden, wenn er die in ihm Versammelten nicht streng in Gradvierte und Publikum teilen würde? Der Tango bedarf der Oeffentlichkeit, er muß von Zuschauern exekutiert werden, wenn er einen Sinn haben soll. Er ist ein Schautanz, Besitz der Wenigen, die wünschen, daß die vielen Maul und Nase aufsperrten sollen. Und er hat das Glück, seine eifrigsten Propheten unter denen gefunden zu haben, die am meisten Zeit haben: unter den Schiebern. Was der unter die Näder getommene Abelige, Offizier, Sohn aus guter Familie für den Auto- und Pferdehandel oder für den Wechselverkehr war, das wurde er nun auch für den Tango. Der repräsentative Schieber hat erkannt, daß hier etwas zu verdienen sei. Er hat den Tango einer gelangweilten Gesellschaft als treffliches Mittel mundgerecht gemacht, der allein seligmachenden und zeitungsnutzenfähigen Oeffentlichkeit teilhaftig zu werden. Der Schieber pffift, die Herrschaften tanzen und wir wurden freundlichst eingeladen, den Hymnus abzufassen.“

Aus der Physik.

Geheimnisvolle Echos. In den Gärten von Aug Rogers in Frankreich, in der Nähe des alten Städtchens Vitré, liegt ein Schloß, das einst der Madame de Sévigné, deren Briefe noch heute als Muster von graziosen Geist gelten und viel gelesen werden, gehörte. Ein breiter Kiesweg führt durch den Park nach dem Schlosse. In einem Gemach des Schlosses, an einem bestimmten Platz, stellt man den Lauscher, 10 bis 12 Meter von einer anderen Person entfernt hin. Diese spricht zu ihm in einem leisen, kaum vernehmbaren Geflüster. Und in demselben Augenblick werden auch schon Zehntausende von unsichtbaren Stimmen laut. Es ist so, als wenn sie von unten heraufdrängen, oder als wenn jeder Stein die Gabe der Sprache befäße. Mit einem etwas zischenden Tone werden die Worte wiederholt und das Echo ähnelt beinahe dem Wirbeln kleiner Särotkörner durch die Luft. Entfernt man sich aber von bewohnter Stelle, wenn auch nur einen halben Schritt, so wird die Intensität der Wiederholung des Klüsterns sichtlich vermindert und in ein paar Schritt Entfernung hört man sie überhaupt nicht mehr. Man nahm an, daß der Boden des Zimmers unterhöhlt wäre und hat vor kurzem bis zu einer beträchtlichen Tiefe gegraben, ohne jedoch einen Schlüssel des Geheimnisses zu finden.

Wohl mit die merkwürdigsten und die schönsten Echos der Welt kann man in den Urhöhlen bei Washington hören. Dort gibt es viele kolossale Stalagmiten, und manche davon besitzen die Eigenschaft, daß, wenn man sie leise anschlägt, sie Töne von sich geben, die dem Geläut großer, gut abgestimmter Glocken gleichen. In Woodstock Park, Oxfordshire, soll das Echo am Tage siebzehnmal und in der Nacht zwanzigmal das gesprochene Wort wiederholen. Obgleich die Behauptung in vielen wissenschaftlichen Werken zu finden ist, wurde sie doch jüngst erst von dem Nob. J. M. Bacon in Abrede gestellt. Der genannte Herr meint jedoch, daß die Abnahme dieses kassischen Echos wahrscheinlich der Beseitigung mehrerer Gebäude, die in der Nachbarschaft standen, zuzuschreiben ist. Das Wesentliche bei der Entstehung eines Echos liegt ja darin, daß von gewissen Hindernissen der Schall reflektiert wird. Schwache Laute werden schon bei 55 Fuß Entfernung reflektiert, ein einsilbiger Ton braucht hingegen 112 Fuß, und so geht das weiter.